

POURQUOI JE NE FAIT RIEN?

19 Uhr 32 am Hauptbahnhof suchte Mascha den Bahnsteig, von dem der Zug nach Paris fahren würde. Es ging tatsächlich einer um fünf nach acht und nur zum Spaß erkundigte sich Mascha am Kassenschalter, ob eine Karte für sie bereit läge. Die kleine, runde Dame, die mit ihrer markanten Nase, dem dunkelroten Haar und der schwarz umrandeten Brille aussah wie eine Henne, suchte auf ihrem Computerbildschirm wie nach Körnern und fragte erneut nach: »Mascha Lieberman, ja?«

»Genau, Lieberman mit einem N!«

»Ja, hier haben wir Sie. Ein Sitzplatz im Schlafwagen!«

»Ein Sitzplatz?«

»Ein Sitzplatz im Schlafwagen, ermäßigter Preis für Mascha Lieberman, Nichtraucherabteil, heute Abend um fünf nach acht nach Paris vom Hauptbahnhof aus!«

»Genau! Das bin ich!«

»Wie bitte?«

»Das bin ich! Wissen Sie, wer diese Karte für mich gekauft hat?«

»Na, Sie selbst, oder?«

»Nein! Ich habe nie eine Karte gekauft!«

»Wie? Soll ich das stornieren?«

»Nein! Na ja, ist ja auch nicht so wichtig. Geben Sie mir einfach die Karte!«

»Gut.«

Die Henne schob die Karte in einer flachen Schublade herüber und begann mit den Augen erneut, auf ihrem Bildschirm zu picken.

Es war ein alter Zug und sein rot-weißer Lack vom jahrelangen Fahren ganz verstaubt. Zu ihrer Enttäuschung war Maschas Abteil wirklich keines mit Liegeplätzen, sondern eines mit vier Sesseln, auf denen sich bereits drei dickliche Engländerinnen, wahrscheinlich Studentinnen, niedergelassen hatten. Eine mit braunem Zopf biss in ein Bounty und fragte, wie viele Stunden man bis Paris unterwegs sei.

»Twelve hours!«, seufzte ihre rotlockige Freundin am Fenster. Mascha verstaute ihre Tasche und die Krücke, die sie auch mitgenommen hatte, auf der Ablage und setzte sich auf ihren Platz neben der Schiebetür.

Ich halte das hier nicht die ganze Nacht aus, dachte sie und sah aus dem Fenster. Es war Juli und noch nicht dunkel. Der Sommerhimmel in Berlin war grau wie der Winterhimmel in Berlin. An seinem unteren Rand leuchtete ein letzter Reststreifen Sonne. Es standen wenige Menschen auf dem Bahnsteig, um die Reisenden zu verabschieden. Wahrscheinlich war der ganze Zug voller Passagiere, die keine Freunde hatten. Hatte sie selbst etwa auch keine Freunde? Ihr Vater war beim Schachspielen, Sonja wartete auf die Musicaldarsteller, die aus dem Theater kamen und ihr Autogramme gaben, ihr Bruder legte in der Schweiz als DJ auf und tat, als würde er immer noch in Berlin studieren. Aber vielleicht war da ja trotzdem ein Fremder draußen, dem sie winken könnte.

Mascha stand auf und betrat den schmalen Gang. Es waren jetzt noch gute zehn Minuten, bis der Zug abfahren würde. Draußen sah sie sich einen Mann um die fünfzig an, der sich von einem Pärchen verabschiedete und nebenbei hastig rauchte. Er sah nicht übel aus, überlegte Mascha. Ob sie ihn küssen sollte?

Sofort schossen ihr allerhand Fantasien über Szenen in leeren

Sitzabteilen durch den Kopf, aber dann wurde sie von einer älteren Dame mit kurzem, grauem Haar aus den Träumen gerissen, die versuchte, sich an ihr vorbei zu drängeln.

»Enger geht's nicht!«, rief sie ihr ins Ohr und grinste.

Mascha wandte sich wieder dem Mann und seiner Begleitung auf dem fahlen Bahnsteig zu. Der Mann hatte dunkelblondes Dichterhaar. Dichter, so hatte Mascha einmal in einem Buch über Körpersprache gelesen, tragen Haar, das ihnen über die Stirn fällt, Dichtlocken zum Beispiel. Wobei es auch glattes Dichterhaar sein kann.

Vielleicht ist er ja ein Dichter. Oder Professor. Oder Französischlehrer. Dass er ein rosafarbenes Knöpfhemd trug, ließ auf einen sensiblen Charakter schließen, zu dem allerdings der starke und abgekämpfte Gesichtsausdruck nicht passten. Er wirkte etwas wie Klaus Kinski.

Das Pärchen hatte eine tiefbraune Hautfarbe. Ihre Kleidung erschien verwaschen und billig. Sie umarmten den Dichter und dieser warf seine Zigarette auf die Schienen, bevor er die Stufen zum Zug betrat. Er stand nun ein, zwei Meter von Mascha entfernt und sah dem Pärchen aus dem gekippten schmalen Fenster nach.

Mascha beobachtete ihn verstohlen von der Seite, bis er sich umwandte, sie eines kurzen, hellblauen Blickes würdigte, bei dem sein energisches Gesicht keine Miene verzog, und in sein Abteil ging. Mascha lächelte vergnügt, da es das Nachbarabteil war. Er zog die Vorhänge vor die Fenster.

›Bestimmt komme ich nie an ihn heran. Sicher ist er ein großer Dichter. Entfernte Männer sind die erotischsten. Weil sie einen nicht brauchen, liebt man sie umso mehr!«, dachte Mascha. Zwei Schaffner in grauen Anzügen stiegen ein, schlossen die Tür und kurz darauf ruckte der Zug und alles begann, sich langsam nach vorn zu bewegen.

Eine alte Dame mit Pudel an der Leine winkte ihr zu und rief: »Au revoir! Au revoir!« Mit eindeutig deutschem Akzent. Bald darauf zogen Berlins bunte Reklamelichter und weiß erhellte Fenster an Maschas Augen vorüber und der Fahrtwind wuschelte über ihr braunes Haar. Sie verspürte plötzlich den Wunsch, das schräge, schmale Fenster herauszubrechen, um das Gesicht ganz in den Wind zu halten, als ein anderer viel schnellerer Zug an ihrem vorbei raste. Erschrocken zuckte sie zurück und begab sich wieder in ihr Abteil zu den dicken Engländerinnen.

»Tomorrow we go to Disneyland, okay?«, fragte die Rotlockige in die Stille. Die anderen nickten wie gutmütige Kühe. Da kam Mascha die rettende Idee: Es muss hier einen Speisewagen geben oder etwa nicht? Gibt es Züge ohne Speisewagen?

Gelangweilt sah sie aus dem Abteilstfenster, als der Dichter aus dem Nachbarabteil mit drei kalten Bierflaschen vorbei schwankte, denn es war schwierig, während der Fahrt gerade zu gehen.

Wenn er ein Dichter wäre, würde er kein Bier trinken, wunderte sich Mascha, aber das heißt auch, es muss einen Speisewagen hier geben oder hatte er die Bierfalschen am Bahnhof gekauft? Aber wieso sollte er sie dann durch den Zug schleppen? Ob er einen Freund in einem anderen Abteil hatte, der einen Kühlschrank auf Reisen nimmt? – Nein, das ist Schwachsinn.

Mascha stand auf, betrachtete die Engländerinnen, deren Gesichter hinter Modemagazinen verschwunden waren, und nahm ihre Handtasche, um das Abteil erneut zu verlassen.

Sie ging in Richtung der Lokomotive, denn der Bier schleppende Dichter war dorthin gekommen. Eine nach der anderen elektrischen Verbindungstüren zischten vor ihr auf. Mascha eroberte Waggon um Waggon in freudiger Erwartung des Speisewagens. Zuerst

schwankte sie an weiteren Sitzabteilen vorbei, die ihrem eigenen glichen mit dem einzigen Unterschied, dass dort andere Reisende und andere Geschichten aufeinander getroffen waren. Einige dösten im Sitzen, andere lasen Bücher, spielten Karten auf dem kleinen Fenstertisch. Ein altes Ehepaar aß tatsächlich hartgekochte Eier aus einer 12er-Packung. »Das macht dann sechs Eier pro Esser!«, folgte Mascha beim Vorantaumeln.

Der Gang durch die Abteile fühlte sich an wie der Marsch eines Entdeckers durch die Ungewissheit des Urwalds. Das Sausen bei jeder sich öffnenden Glastür kam einem Säbelschnitt durch das wirre Gesträuch gleich. Hinter jeder dieser Türen wartete ein neuer Waggon, der eine neue kleine Welt darstellte.

Der dritte besaß bereits Schlafplätze, sechs in einem Abteil. Die Menschen lagen ausgestreckt auf ihren kargen Betten wie in Gefängniszellen und schliefen nicht, denn es war ja noch früh. Der vierte war der Waggon der ersten Klasse. Die Räume waren mit hellen Holzmöbeln und zwei weichen, weiß bezogenen Betten ausgestattet. Auf den Nachttischen fehlten Champagnerflaschen und auf den Betten die reichen Liebespaare in Abendgarderobe. Entweder konnte sich niemand die 1. Klasse nach Paris leisten oder die Fahrgäste waren allesamt im Speisewagen. Den erreichte Mascha nun endlich, es war der fünfte Waggon.

An einer edlen Bar hingen Wein- und Sektgläser verkehrt herum von der niedrigen Decke und ein rundlicher Bahnbeamter in weißer Kochweste stellte eine Kartoffelsuppe auf die schwarze Theke. Weiter hinten aßen die Reisenden an fein gedeckten Tischen zu Abend und direkt vor der Bar hatte sich eine Gruppe um einen langen Bistrotisch gesellt, eingehüllt in ihre Rauchschwaden. Am Fenster gab es eine Bank, auf die Mascha sich setzte. Ein dunkelhaariger Mann in den Zwanzigern nickte ihr freundlich zu und zog an seiner Marlboro.

»Man darf hier rauchen!«, freute sich Mascha und kramte in ihrer Tasche nach den Zigaretten.

»Hübsches Etui!«, murmelte ein junger Schönling auf Französisch, der am Bistrotisch gegenüber an einem Wasserglas nippte.

»Danke. Kommt ihr aus Berlin oder reist ihr zurück nach Paris?«, erkundigte sich Mascha in die Tischrunde und begann damit, sie ausführlicher zu betrachten.

Neben ihr der brünette Marlboro-Mann. Er starrte interessiert auf den Buchrücken seines Nachbarn, von dem nur graues, penibel frisiertes Haar und ein schwarzes Brillengestell zu erkennen waren. An Stelle des Gesichts las man auf einem Plastikumschlag: »Jacques Derrida – zur Einführung«.

»Ich bin aus Paris!«, krächzte eine grauhaarige Dame auf Französisch, die bis dahin nur versonnen gelächelt und gelauscht hatte.

»Wie ich! Aus welchem Distrikt kommen Sie? Ich wohne in der Nähe vom Gare Austerlitz!«, begann der Schönling ein Geplauder mit ihr. Neben ihn setzte sich ein kräftiger Glatzkopf mit dunkelblauem Muskelshirt und forschem braunen Blick.

»Ich bin aus Hannover!«, gab der Marlboro-Mann bekannt und reichte Mascha sein Feuerzeug.

So posaunte jeder am Tisch seine Herkunft heraus. Ein rothaariger Dozent der Theaterwissenschaften amüsierte Mascha besonders.

»Vielleicht bist du bald mein Professor!«

»Welchen Abi-Durchschnitt hast du denn gehabt?«

»2,2.«

»Na, das wird nichts mit Theaterwissenschaften in Berlin.«

»Wieso nicht?«

»Wir nehmen nur Leute von außerhalb mit mindestens 1,2.«

»Wieso haben die Berliner keine Vorteile?«

»That's shit!«

Die Reisegemeinde wandte sich dem neuen Gast in der Tischrunde, der mit diesem Ausruf auf den Buchrücken von »Jacques Derrida – Zur Einführung« geschlagen hatte.

Der Dichter! Mascha war entzückt und verblüfft zugleich. Der Dichter hatte mit seinem Statement dafür gesorgt, dass nicht nur die Tischrunde, sondern alle Augen des Speisewagens auf ihn gerichtet waren.

›Wenn er beurteilen kann, ob Derrida shit ist, wäre er vielleicht tatsächlich ein Gelehrter!«, schlussfolgerte Mascha.

»Did you read it?«, erkundigte sich der gut frisierte Buchbesitzer mit scheuer Stimme. Jetzt sah man seine lange Nase, auf der die Randbrille thronte, als würde er sie selbst im Schlaf tragen, so perfekt passte sie sich dem Nasenrücken an.

»It's shit!«, gab der Dichter zur Antwort und zuckte mit den Schultern. Er hatte eine solche Gelassenheit in seine Worte gelegt, dass man darin seine gesamte Lebensattheit spüren konnte. Alles war shit, nicht nur Derrida. Mit demselben Überdruß sah er Mascha an und fragte dann besänftigt: »What's your name?«

»Mascha!«, gab diese mit verklärtem Lächeln zurück.

»Mascha, Mascha, Mascha, you are Russian?«

»No. My mother liked the name. I am German and a bit from every country. You know what I mean?«

»No.«

»My grandparents of my grandparents, my Ur-Ur-grandparents, they came from Romania.«

Wieder zuckte der Dichter mit den Schultern und nahm gleichgültig einen Schluck aus seiner Bierflasche.

»And what's your name?«, versuchte Mascha seine Aufmerksamkeit

zu gewinnen. Sie erschrak leicht vor seinem stark durchbluteten Gesicht. Als ob zu viel Leben in ihm wäre, zu viel gelebtes Leben.

»My name ...« Der Dichter lächelte spöttisch seine Flasche an und wandte sich zur Bar. Er bestellte ein neues Bier und bemerkte entweder den verächtlichen Blick des Gastwirtes nicht oder war an verächtliche Blicke gewöhnt. Als er sich wieder nah bei Mascha auf die Tischplatte stützte, versuchte sie ihre Frage erneut.

»What's your name?«

»Kasper!«, entgegnete er mit trauriger Stimme, als spräche er zu seiner Flasche.

»Kasper, that's a sweet name!«, freute sich Mascha.

Der Dichter versuchte ein Lächeln und strich sich das dunkelblonde Haar aus dem Gesicht.

Nach einer Pause fragte Mascha: »And why is it shit, the book?«

»Mascha, Mascha!« sang der Dichter zurück.

»Mascha, tu parle français?«

»Oui, un peu.«

»Mascha, dit moi: Pourquoi je ne fait rien? Warum mache ich nichts?«

»Du machst nichts?«

»Pourquoi je ne fait rien?«

»Why do you say that?« Mascha taumelte zurück ins Englische. Der Dichter trank.

»I live on the street. Since twenty years I live on the street.«

»Oh.«

Mascha wusste nichts mehr als dieses »Oh« zu antworten. Ihr Dichter war ein Penner – oder vielleicht beides.

»But Kasper, you are thinking, you are dreaming, you are breathing, you are living! That is something! You don't do nothing.«

»Pourquoi? Pourquoi je ne fait rien?«, erhielt sie wieder und wieder zur Antwort, bis Kasper plötzlich das alte Derrida-Thema wieder aufnahm.

»Derrida hat gesagt ...«, begann er jetzt auf Deutsch mit leicht undefinierbarem Akzent, als wäre seine Muttersprache eine eigene, selbst entworfene.

»Derrida hat gesagt, man muss das Unmögliche tun, man muss das Unmögliche denken und tun. Wenn nur das geschähe, was möglich ist, geschähe gar nichts mehr. Wenn ich nur das täte, was ich tun kann, würde ich gar nichts tun. Mascha, wieso tue ich nichts?«

Mascha staunte und schwieg.

»Es ist in diesem Fall schwierig, etwas zu tun, oder?«

»Nein. Ich könnte etwas tun, aber ich weiß nicht, was. Ich weiß nicht, wieso ich nichts tue. Ich weiß nicht, wie ich das Unmögliche tun soll. Ich tue nichts.«

»Vielleicht meinst du, dass du nichts bewirkst?«

»Ich bewirke nichts, weil ich nichts tue. Ich bin gefangen in meinem Leben, in meinem Unwissen, meinen Erinnerungen, in der Welt. Ich bin wie gefesselt. Was ist unmöglich? Es ist unmöglich, das Unmögliche zu tun! Meine kleine Schwester – she died because of cancer. Cancer in her breasts, and after that cancer everywhere. She was 44. Schnapszahl, haha, eine Schnapszahl –«

Mascha runzelte die Stirn und sah ihn mitleidig an, aber er schien wieder nur mit seiner Flasche zu sprechen.

»Und, du mochtest sie sehr, deine Schwester?«

»Mascha, Mascha. Wie sagt man? Breast cancer. Cancer du sein. Brustkrebs sagt man auf Deutsch. Ich werde sie nicht mehr besuchen. Aber vor allem will ich wissen, was sie von meinem neunten Lieblingsfilm hält. Er heißt »Herr der Ringe«, jeder Idiot kennt ihn, nur meine Schwester nicht. Ich habe ihn im Freilichtkino gesehen,

von einer Mauer aus. Ich will noch mehr von ihr wissen. Ich will wissen, ob ihr diese neuen Döner mit Hühnchen schmecken. Ich will wissen, ob sie mit mir auf die Demonstration gegen den Irak-Krieg geht, ob sie heute traurig ist oder fröhlich, aber sie gibt keine Antworten mehr. Weißt du, Mascha, sie mochte diese kleinen Buttermilchdrinks. Die gibt es jetzt als Joghurt, von derselben Firma! Die sind gut für die Abwehrkräfte, du weißt schon, diese überzuckerte Scheiße, ich will wissen, was sie davon hält. Ich will wissen, was sie denkt! Das ist das Unmögliche!«

»Aber wir können uns vorstellen, was sie denkt, anhand ihres Charakters.« Mascha wurde hilflos.

»Einbildung befriedigt aber nicht meine Bedürfnisse. Meine Bedürfnisse sind ihre Meinung über Dinge, die es nicht gab, als sie noch lebte. Meine Bedürfnisse sind Wahrheiten. Wenn die Menschen hungern, hilft es nichts, dass sie sich ein Buffet vorstellen. Das ist nur Quälerei! Unmöglichkeiten! Das ist nur Gequatsche! Alors, Mascha, dit moi: pourquoi je ne fait rien?«

Vielleicht war er doch ein Dichter, überlegte sich Mascha und drückte sich an seinem Rücken vorbei an die Theke. Er roch nach Tabak und Waschpulver. Sie hielt sich am Tischrand fest, um ihr Schwanken in den Griff zu bekommen. Das kollektive Schwanken der Reisenden erinnerte an einen Brieftaubenstall voll von nickenden Vögeln. Obwohl sie alle voneinander so verschieden waren, der obdachlose Dichter, die alte, grinsende Frau, der Marlboro-Mann, Maschas möglicher Dozent, der Schönling, der Glatzkopf mit Muskelshirt und der ruhige Brillenträger, so schwankten ihre Körper doch alle einvernehmlich im selben Takt und so warteten sie doch alle auf ein Erlebnis wie die Brieftauben auf ihren nächsten Flugdienst.

Als Mascha mit einem Weißwein wieder am Tisch angekommen war, hielt der Zug bereits in Belgien. Zumindest hatte jemand an der Theke etwas von Belgien gemurmelt. Draußen sah man nichts als einen finsternen Bahnhof und das Spiegelbild der Tischgruppe, das neben dem Waggonfenster schwebte. Die Unschärfe der Spiegelung erinnerte an eine traumhafte Parallelwelt. In dieser Welt beobachtete Mascha den Schönling, der eine Käseplatte bestellt hatte. Er verteilte die nach ihren verschiedenen Gelbtönen angeordneten Scheiben auf ein Baguette. Neben ihm die Dame mit den kurzen grauen Haaren, die ihn versonnen anlächelte (sie schien keinen anderen Gesichtsausdruck zu besitzen, wahrscheinlich würde sie auch noch als Leiche grinsen, überlegte Mascha). Der Herr mit der Randbrille hatte eine Diskussion mit dem rothaarigen Dozenten begonnen, der bereits seine zweite Zigarettenschachtel öffnete und das silberne Schutzpapier heimlich auf den Boden gleiten ließ. Der Glatzkopf sah ziemlich gelangweilt zu Mascha herüber, während der Marlboro-Mann neben ihr angefangen hatte, das schwer gescholtene Derrida-Werk in Augenschein zu nehmen. Er tat dies ebenfalls aus purer Langeweile und hätte nie einen Satz Derridas gelesen, würden sie hier nicht allesamt in ihrer eigenen Reise eingepfercht sein.

Aber wo war Kasper? Nach kurzem Suchen erspähte sie ihn an der Bar. Er stritt mit der Bedienung, die sich sträubte, noch eine Bestellung entgegenzunehmen.

»Jetzt machst du mal ne Pause!«, ermahnte ihn der dicke Wirt.

»Kennen wir uns? Sie duzen mich? – Ich mache Pause, wann ich will, klar?«

»Ich glaube, Sie gehen mal in Ihr Abteil zurück! Es gibt hier noch andere Gäste, die sich unterhalten wollen, und wenn Sie weiter so laut sind, muss ich Sie zwingen, dieses ...«

»Ich hätte gerne ein Bier!«, unterbrach Mascha den Disput und lächelte schelmisch in Richtung Bewirter.

Kasper schien beinahe zu glücklich über sein Geschenk, denn als die beiden wieder am Tisch angekommen waren, legte er seinen Arm um Maschas Taille und flüsterte ihr ins Ohr: »Mascha, Mascha, tu es un ange, ein Engel, tu viens avec moi, in mein Abteil, nicht?«

Bevor Mascha auf seine nach Schnaps riechenden Aussagen reagieren konnte, verschwand er auf dem Weg zur Toilette.

»Pass mal lieber auf!«, erklärte der Dozent mit dramatischer Stimme.

»Wieso?«, fragte Mascha.

»Der Typ lebt auf der Straße und eben hat er sich ja schon ganz schön an dich herangemacht. Also ich glaube, du musst vorsichtig sein.«

In seinen Worten lag dieselbe Geringschätzung wie in den Blicken des Gastwirts. Dann fischte er eine neue Gauloise aus der Schachtel und entzündete geschickt ein Streichholz.

»Aber er ist doch ganz lustig!«, verteidigte Mascha den Dichter.

Der Dozent brummte etwas Unverständliches, es hörte sich ziemlich skeptisch an. Mascha seufzte.

»Ich lade euch ein!«, rief der Schönling auf einmal in die Runde und als hätte der Lockführer es gehört, begann der Zug sich wieder in Bewegung zu setzen. Mascha winkte Belgien und versuchte, die Einladung abzuwimmeln, aber nur aus Höflichkeit. Schließlich lehnte man viele Dinge nur aus Höflichkeit oder Vernunft ab und nicht, weil man auf sie verzichten wollte.

Schließlich trank man Wein um Wein, Bier um Bier und rauchte, bis die letzte Schachtel leer war. Derrida wurde noch mehrmals von Kasper als »shit« diffamiert und der Marlboro-Mann hatte begonnen, beim Schönling Französischunterricht zu nehmen.

»Die Franzosen sind arrogante Deppen!«, raunte plötzlich der Glatzkopf im glänzenden Kunstfaser-Hemd.

Mascha betete in Gedanken, dass die Franzosen im Waggon kein Deutsch verstünden.

»Wieso?«, fragte Mascha vorsichtig nach.

»Ach, ich weiß nicht, als ich das letzte Mal in Paris war, da sind die alle an einem vorbei gerannt mit erhobenen Nasen.«

»Mit erhobenen Nasen?«

»Ja.«

»Aha.«

»Alles solche Schnösel. Man konnte nicht mal nach dem Weg fragen, ohne blöd angemacht zu werden. Wir wollten ein Bier am Bahnhof trinken, da haben die einen wieder angeglotzt, als ob sie was Besseres wären, diese Deppen!«

Mascha sah zum Schönling hinüber, der kein Wort zu verstehen schien. Zum Glück. Er wiederholte gerade mit äußerst betonten Silben den Satz: »Acceptez – vous – des – cartes – crédit? Acceptez vous des cartes crédit? – Répète!«

Der Marlboro-Mann sprach ihm nach: »Acceptez vous des ...«

Währenddessen hatte der Gastwirt ein weißes Tischtuch an der niedrigen Decke befestigt, das nun wie eine Kapitulations-Fahne vor seinem Kopf hing.

»Hey, noch ein Bier!«

Kasper schien seine Freude am Unmöglichen zu entdecken.

Der Wirt spähte vorsichtig hinter seinem weißen Vorhang hervor.

»Wir haben zu! Kannst du nicht sehen?« Er deutete hilflos auf seine Tischdecken-Fahne.

»Ich kann sehen und ich sehe Bier in deinem Kühlschrank!«

»Ach, auf einmal sind wir doch per du?«

»Ein Bier!«

Kasper streute goldene Centstücke auf die schwarze Theke.

Der Gastwirt schüttelte verärgert den Kopf und verschwand hinter seinem schützenden Tuch. Man konnte nur noch seinen Schattenriss sehen.

»Mascha, Mascha.« Kasper sang ihren Namen jetzt viel trauriger.

»Kasper, Kasper«, stimmte Mascha mit ein.

»Ich gehe Zigaretten suchen!«, verkündete sie und drängte sich an der Runde vorbei. Sie waren die letzten im Speiswagen und standen dort wie Geister in ihrem Nebel aus Qualm.

Mascha schien jetzt noch stärker zu schwanken als bisher. Die Verbindungstüren zischten erneut zu beiden Seiten auf und Mascha überschritt die zugigen Zwischenräume der Waggons. Unter ihr ratterten die Räder. Das Rattern erinnerte an Paukenschläge. Sie stieß auf ihrem Weg durch die engen nur noch schwach beleuchteten Waggons gegen Zug- und Abteifenster und kam schließlich am anderen Ende des Zuges an. Dort lagen einige Reisende in Schlafsäcken und auf Rucksäcken nebeneinander auf dem Metallboden. Sie hatten wohl auch nur Sitzplätze gebucht und hier ein neues Quartier bezogen. Eine von den Schlafenden war die rotlockige Engländerin.

Mascha überlegte, wie sie weiter wandern sollte. Der Zug war zu Ende, aber wo war ihr Abteil? Sie musste vorbeigelaufen sein.

Auf dem Rückweg begegnete sie einem kräftigen, dunklen Franzosen, der sie lachend begrüßte und auf die Wangen küsste. Er hatte etwas von einem Zirkusdompneur, so voll war seine Stimme und so fidel seine Laune. Auch er sprang ins Englische über.

»You want to smoke?«

»Yes, yes! I was searching for cigarettes! Do you have any?«

»No, no, I said: smoke!«

Mascha verstand kein Wort und nickte lächelnd wie ein vergnügter Delphin.

Der Dompteur zog die Glastür auf und beide betraten ein Abteil, das Maschas glich, nur die Engländerinnen fehlten. An deren Stelle saßen ein junger Brillenträger vor seinem Laptop und sein dösender Kumpel, der eine Sportzeitschrift auf dem Schoß festhielt. Der Laptop-Typ blickte auf, stieß seinen dösenden Freund an. Kurz darauf waren beide verschwunden.

»Your friends don't smoke?«

Der Dompteur lachte und klappte das schmale Fenster auf. Mascha sah auf die Uhr. 3.27.

Als sie neben sich blickte, wurde ihr mit einem Mal klar, was der Dompteur mit »smoke« meinte und es wurde auch klar, weshalb seine Reisegefährten Reißaus genommen hatten. Genüsslich zündete er einen gewaltigen und geübt gedrehten Joint an. Sogleich war das Abteil vom süßlichen Grasgeruch erfüllt und Mascha war zu besoffen, um noch Angst vor einem Schaffner zu haben. Es war ja nicht ihr Abteil, es war ja nicht ihr Gras, nicht ihre Idee.

Sie nahm einen kräftigen Zug und begann, verträumt lächelnd den leeren Sitzplätzen ihr gegenüber zuzunicken, als erwartete die Welt ihre Bestätigung. Plötzlich sah sie alles mit großer Gelassenheit. Diese Reise, die Menschen im Speisewagen, ihre Sorgen, Kaspers Fragen, ihre eigene Einsamkeit und die Einsamkeit dieser Reisenden, denen niemand am Bahnhof gewunken hatte. Nur Kasper war verabschiedet worden. Sie amüsierte sich darüber. Vielleicht ist ein Leben auf der Straße immer noch glücklicher als in einer Familie, dachte sie kurz. Dann verschwamm der Raum, doch nicht durchgängig. Ab und zu erschienen ihr einzelne Gegenstände

überdeutlich vor Augen. Zum Beispiel die hellgraue Asche, die von der Jointspitze rieselte oder die schwarzen, borstigen Bartstoppeln des Dompteurs, das blaue Koffernetz über den Sesseln, der offene Mülleimer unter dem Fenster, aus dem ein Strohalm herausragte und mit einem Mal spürte sie ihr Blut langsam durch die Adern rauschen. Ihr Blut floss genauso gelassen wie ihre Gedanken. Es war das erste Mal, dass sie ihren Körper so intensiv fühlte. Es war nicht nur ihr Blut, das sie spürte, auch ihr rauchiger Atem, der langsam durch die Nase und die Lunge wanderte. Jede Bewegung ihrer Hände war ein Wunder in Zeitlupe. Als wäre sie jahrelang gelähmt gewesen und könnte erst seit einer Minute wieder fühlen. Sie bestaunte ihre Finger, lächelte schläfrig zum Dompteur hinüber und stellte sich vor, dass er weiße Tiger durch Feuerringe springen ließ. Es fehlte ihm nur der Zylinder. Sie sah ihm tiefer in die Augen und begann ihn zu küssen. Beide küssten sich heftig und auch dieser Kuss war in zehnfacher Stärke spürbar. Der Dompteur biss in Maschas Unterlippe und diese besann sich plötzlich wieder.

»I have to search some clothes in another part of the train!«

»You come back?«

»Sure!«, log Mascha benommen und torkelte weiter in Richtung Speisewagen, denn ihr Abteil hatte sie schon wieder verpasst.

Als sie im nächsten Wagon angekommen war, sah sie im Dunkeln den Schönling auf einem der kargen Hochbetten liegen. Sie öffnete vorsichtig die Tür und begrüßte die Schlafenden mit einem lautstarken »Bonne nuit!«

Der Schönling vertrieb Maschas Festlaune durch ein ermahnendes Brummen und bot ihr die Liege unter seiner an. Mascha erklomm das Hochbett über eine weiße Metallleiter, starrte noch eine Weile amüsiert auf die Sprungfedern über sich und verstaute ihre hochhackigen Schuhe am Fußende. Ihr war durch den Joint

dauernd nach Kichern zumute, aber sie zwang sich, nur zu grinsen. Im Augenblick waren die Sprungfedern das Witzigste, was sie je im Leben gesehen hatte. Bald würden sie anfangen, mit ihr zu sprechen und kleine Knopfaugen bekommen, die Sprungfedern, irgendwann werden sie die Freiheit suchen und aus diesem Bett in eine andere Welt springen, eine hüpfende Familie gründen und sich zu Betten auf den Bergen formatieren!

Am nächsten Morgen riss ein Bahnbeamter die Tür auf und brüllte in drei Sprachen: »Guten Morgen! Es ist 7 Uhr – In 40 Minuten erreichen wir Paris- Gare du Nord! Good Morning, it's 7 o'clock ...«

Mascha blinzelte und begann mit ihren allmorgendlichen Moralvorstellungen.

›So konnte es nicht weitergehen. So würde nichts Gescheites aus ihr werden. Sie dürfte eigentlich keinen Schluck mehr trinken. Eigentlich. Eigentlich sollten sie gar nichts ausschenken in solchen Zügen. Eigentlich ...‹

Mascha zog ihre hohen Schuhe an und kletterte die schlanke weiße Metallleiter hinab. Ein Wunder, dass sie diese gestern unverletzt erklommen hatte, dachte sie.

Sie fand ihr Abteil wieder, in dem schon zwei dicke Engländerinnen saßen und die übriggebliebenen Bountys verspeisten. »Good Morning!«, murmelte Mascha.

›Hey, where did you sleep?‹

›In the bed of an old Frenchman.« Mascha freute sich über ihre verdatterten Gesichter und verschwand in Richtung Speisewagen. Er würde jetzt bei Tageslicht alle Mystik verloren haben ...

Mit dem bekannten Schwindelgefühl, zerzaustem Haar und einem bitteren, medizinischen Geschmack im Mund, betrat sie den

morgenhellen Speisewagen. Der dicke Barmann hatte seine weiße Tischtuchflagge wieder eingeholt und erwartete die ersten und letzten Gäste dieser Reise. Mascha bestellte einen Kaffee und sah sich um. Der Schönling von gestern Nacht war der einzige, der vor einer ausgebreiteten Zeitung an einem weiß gedeckten Tisch saß und in einem Kaffee rührte. Gerade als Mascha ihren Pappbecher von der Theke nehmen und in seine Richtung schlendern wollte, hielt sie jemand am Arm fest.

»Mademoiselle Mascha! Tu as bien dormi?«

Kasper sah bei Tageslicht noch viel fertiger aus als bei künstlicher Beleuchtung. Das mochte an seinem übermäßigen Bierkonsum liegen.

»Oui, ich habe ausgezeichnet geschlafen!« Mascha lächelte.

»You drink a coffee with me?« Der spontane und nicht immer korrekte Sprung der Sprachen begann Mascha zu gefallen. Jede Unterhaltung wurde damit zum Spiel, und viele Sätze ließen sich plötzlich hemmungsloser aussprechen.

»Kasper, I want to show you something, okay?«

Kasper lächelte wieder seinen frischen Kaffee an wie in der letzten Nacht sein Bier.

»Kasper!«

Er wandte sich Mascha zu, grinste ironisch, wie zu erwarten, und fragte ruhig: »Yes?«

»I want to show you something! A postcard! I found it in my room in Berlin!«

»I can sleep in your room?«

»Äh, I don't know, look!«

Mascha kramte in ihrer Tasche und zückte schließlich die Postkarte, strich sie glatt und legte sie vor Kaspers Augen auf die Theke.

»Ah! C'est le Mont Ventoux, chérie!«